

Josip Krivić

Ante Lipic

ein Gastarbeiterschicksal

heimatlos – ausweglos – chancenlos

MIGRATIONSROMAN

1962–1964

verlag regionalkultur

Josip Krivic wurde am 1.11.1929 in Zezevica, Dalmatien, Kroatien geboren.

1947 wurde er auf dem Viehmarkt in Zadvarje zu 8 Jahren Zwangsarbeit wegen Mitgliedschaft in einer kroatischen, antikommunistischen Vereinigung verurteilt.

1957 flüchtete er über Italien nach Deutschland, da ihm eine weitere Verhaftung drohte.

1962 wurde er in den Vorstand der Kroatischen Emigrantenbewegung, HNO, gewählt und war dort ab 1968 für soziale Fragen und politische Arbeit zuständig.

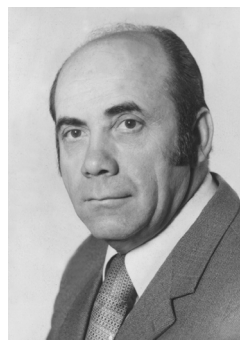
1979 wurde er Vorsitzender zur Vorbereitung der Kroatischen Christlichen Demokratischen Partei. Im Zusammenhang damit war er Herausgeber des „Bilten-HKDS“.

1990 gründete er in Ludwigshafen-Mannheim den Kulturverein „Matica Hrvatska“, deren 1. Vorsitzender er vier Jahre lang war.

Er veröffentlichte die Novellen „Monolog U Celije“ (Monolog in der Zelle) und „Bozic Na Pricama“ (Weihnachten auf Pritschen) / 1989 erschien in Deutschland „Jadi Ante Lipica“ / 2000 erschien in Kroatien „Sluga Okupatora“ (Diener des Okupators) / 2005 erschien in Kroatien die Dokumentation „Nepriznata Djela“ (Nicht anerkannte Werke)

Josip Krivic war verheiratet und Vater dreier Kinder. Er arbeitete als Navigationselektroniker.

Er verstarb nach schwerer Krankheit am 22.11.2005 in Speyer und wurde auf seinen Wunsch in heimatlicher Erde beigesetzt.



**Handlungen und Charaktere der Erzählungen sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist
rein zufällig und nicht beabsichtigt.**

Titel: Ante Lipic – ein Gastarbeiterschicksal
Untertitel: heimatlos – ausweglos – chancenlos
Autor: Josip Krivić
Übersetzung: Elisabetha Krivić
Endkorrektur: Felix Maier, vr
Satz: Jochen Baumgärtner, vr
Umschlaggestaltung: Jochen Baumgärtner, vr

ISBN 978-3-89735-886-7

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier (TCF nach ISO 9706)
gedruckt, entsprechend den Frankfurter Forderungen.

© 2015 verlag regionalkultur
Alle Rechte vorbehalten.

verlag regionalkultur
Heidelberg • Ubstadt-Weiher • Basel

Korrespondenzadresse:

Bahnhofstraße 2 • D-76698 Ubstadt-Weiher • *Telefon* 07251 36703-0 • *Fax* 07251 36703-29
E-Mail kontakt@verlag-regionalkultur.de • *Internet* www.verlag-regionalkultur.de

Inhalt

<i>Vorwort</i>	5
<i>Jerko erzählt</i>	5
<i>Die Sitzung</i>	14
<i>In Deutschland</i>	25
<i>Am Arbeitsplatz</i>	35
<i>Erster Zahltag</i>	45
<i>Zuhause</i>	53
<i>Auf dem Bahnhof</i>	62
<i>Guja</i>	72
<i>Die junge Chefin</i>	81
<i>Die Flucht</i>	91
<i>Die Falle</i>	81
<i>Ohne Wiederkehr</i>	91
<i>In Haft</i>	81
<i>Tod</i>	91



Kirche Zezevica

Vorwort

Diese Geschichte ist als Zeugnis einer kurzen Episode gedacht und geschrieben, auf dass etwas Wichtiges nicht vergessen wird. Wir vergessen allzu schnell und machen darum oft unnötige Fehler. Außerdem verlieren wir etwas von unserem persönlichen und nationalen Wesen. In widrigen Umständen waren wir oft unterlegen, besonders wenn etwas Kluges oder Wichtiges zu entscheiden war.

Unsere Geschichte warnt und zeigt uns, dass unsere Anstrengungen, unsere fast übermenschlichen Opfer gewöhnlich ohne Resultat geblieben sind, weil wir schicksalshafte Entscheidungen unvorbereitet abgewartet haben oder wir haben mit unverzeihlicher Verspätung reagiert. Das hatte Folgen von großer Tragweite.

In diesem kleinen Buch ist das Schicksal des Ante Lipic beschrieben, unsere raue Wirklichkeit. Hier wurde ein schmerzlicher Bericht über süße menschliche Träume aufgezeichnet, über kleine oder keine Möglichkeiten, hinterhältige Gefahren, große Opfer und Schicksalsschläge.

Hier wird man schnell die zuschlagende Peitsche der allbekannten Unterdrückung erkennen, die Menschen mitleidlos durch unsere historische Entwicklung treibt. Antes Schicksal ist eine wahre Geschichte; es ist ein menschliches Schicksal, das vielen anderen Biografien einer verstreuten, zum Tode vorgesehenen Nation gleicht. Es wird ein Ausschnitt aufgezeigt, in dem bei einem großen weltlichen Umbruch das alte kroatische Volk zerbricht nach der Devise: Rette sich, wer kann!

Unser Mann vom Lande, ohne Beruf und Handwerk, eilte in eine fremde Welt, die ihn mit vielem Unbekanntem und mit unzähligen Gefahren erwartete. Mitleidlos wurde er von einer Unannehmlichkeit in die nächste geworfen. Dabei wollte er, Ante Lipic, hier in der Fremde nur seine materielle Situation verbessern, das Notwendige für die Existenz seiner Familie sichern. Antes Schritt ist menschlich verständlich, aber trotz der großen menschlichen Motivation war es doch ein unnatürlicher Schritt. Eine ganze Generation versuchte, ihre persönlichen Probleme im Ausland zu lösen. Dies ist immer eine falsche Rechnung. All unsere Erfahrung lehrt uns, dass man in einem fremden Haus niemals seine eigenen Probleme lösen kann. Der Mensch versucht zu ignorieren, dass großer materieller Gewinn niemals einen dauernden Wert bedeutet, der ihm das Leben erleichtert und die Zukunft absichert, selbst wenn der Ge-

winn nur ein Nebenprodukt seiner Anstrengung ist, die sich unglaublich schnell verbraucht und große Unruhe, schlechte Angewohnheiten und viele ungelöste Probleme hinterlässt.

Die Frage nach einem angenehmen Leben, nach Freude, Glück und Zukunft der Nachkommen steht an erster Stelle der Völkergemeinschaft. Nur eine freie Völkergemeinschaft kann eine solide Grundlage für ein glückliches Heim, ein sicheres würdiges Leben, eine erfolgreiche Zukunft garantieren.

Eine freie Heimat ist Voraussetzung für unsere menschliche und gesellschaftliche Existenz. Diese Vorbedingung muss verwirklicht werden, damit man planen und arbeiten kann. Dein und mein persönliches Leben ist unteilbar mit unserem kroatischen Volk verbunden, denn unser Dasein ist nicht nur ein biologisches Existieren, sondern ein gemeinsamer Lebenssinn, eine schicksalshafte Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Erst alles zusammen bedeutet den ganzen Inhalt eines würdigen Seins. Ein großer deutsche Dichter hat diesen Gedanken für sein deutsches Volk und seine Heimat so formuliert:

Hier bin ich Mensch, hier darf ich sein!

Dieser geniale Gedanke eines großen Dichters betrifft auch uns, ruft uns auf, denn nur mit dem eigenen Volke und der eigenen Gemeinschaft dürfen wir richtige und vollkommene Menschen sein! In einem fremden Lande sind wir Ausländer, bestenfalls Fremde, meistens eine notwendige Arbeitskraft. Dies ist geringer als ein Ausländer oder Fremder – du wirst nur so lange geduldet, bis dir die Knochen schmerzen.

Ein Ausbruch aus der eigenen Schicksalsgemeinschaft führt zu einem persönlichen Existenzkampf und ist niemals erfolgreich. Immer führt es zum Schaden des eigenen Volkes.

Das Buch *Jadi Ante Lipica* [kroatische Ausgabe] ist Zeugnis und Aufforderung, nicht zu vergessen! Wenn wir vergessen, werden wir wieder etwas verlieren, und dieses Mal könnte es verhängnisvoll sein, für uns und unsere Nachkommen!

Es ist christlich zu verzeihen, aber nicht zu vergessen!

Josip Krivić,
Mannheim, September 1988.

Jerko erzählt

Im Sommer 1960 kehrte Ante Lipic wieder einmal in sein steiniges Dörfchen Zagore unterhalb des Berges zurück. Die 16 Kilometer, die ihn von der heißen Metropole trennten, war er in diesem sozialistischem Hungerjahr schon mehrere Male gelaufen. Jedes Mal, wenn er sich auf den Weg machte, war er voller Hoffnung mehr Erfolg zu haben. Dieses Mal könnte er vielleicht wenigstens eine kleinere Arbeit finden, die seiner Familie das Brot und die Krankenversicherung garantierte. Wenn er dann abends müde zurückkehrte, hungrig und durstig, ohne Arbeit und Geld, den selben Weg zurück zu Fuß ging, fiel ihm das Heimkommen schwer.

Dieses Mal hatte er so gehofft, einen Arbeitsplatz auf der Schiffswerft zu ergattern, hatten doch die Genossen in ganz Zagore ständig propagiert, dass die Werft vergrößert würde und dann viele neue Arbeiter eingestellt würden. Aber zum großen Bedauern Antes war es eben nur Propaganda gewesen. Überall war ein neues Regime eingeführt worden.

Wenn jemand Arbeit suchte wurde nicht mehr gefragt „Was kannst du?“, schon gar nicht wie sehr man eine Arbeitsstelle benötigte. Die erste und wichtigste Frage war: „Welche Zeugnisse hast du Genosse?“ Das war Antes wunder Punkt. Einen Beruf hatte er in seinem wirtschaftlich unterentwickelten Gebiet nicht erlernen können und politische Zeugnisse konnte er auch nicht vorweisen. Weder war er Parteimitglied, noch war er Partisan gewesen, nicht einmal Sohn oder Angehöriger eines Befreiers. Deshalb waren ihm auch dieses Mal alle Türen verschlossen geblieben.

In dieser gefährlichen Zeit, dem „Aufbau des Sozialismus“, war die Werft die wichtigste Industrie im ganzen Bezirk. In ihr kursierten Schwindel erregende Gerüchte und Propaganda so wie Aktionen für eine „glücklichere Zukunft“. So sollte die Möglichkeit erforscht werden, wie man die eigensinnige dinarische Bevölkerung klein kriegen könne. Aber die gut geplanten Aktionen waren für die Bevölkerung nichts Neues. Hier hatten schon früher Eroberer getobt und betrogen, aber auf Dauer war es keinem gelungen, aus dieser armen, aber stolzen Bevölkerung servile Diener oder nützliche Idioten zu machen.

Auf der Schiffswerft wurde nicht nur gearbeitet. Häufig wurde die Arbeit unterbrochen, der Arbeitsplatz verlassen, um „freiwillig“ auf Versammlungen zu gehen oder bei der Ankunft eines verdienten Genossen Funktionärs zu ap-

plaudieren. Oder man klagte jemanden an und forderte seinen Kopf. Auf öffentlichen Plätzen wurde manchmal ein Arbeiter, manchmal ein Ingenieur, öfters auch ein Genosse Funktionär angeklagt, die Parteilinie übertreten zu haben und zu den schwarzen Reaktionären übergelaufen sein.

Das ganze „Sozialistische Kollektiv“ litt und zitterte vor der unlogischen Parteipolitik. Man fürchtete nicht nur, seine Arbeit zu verlieren, sondern auch noch jenen kleinen Rest von Freiheit, den man noch hatte, während die Parteiführer nach Lust und Laune herrschten, verteilten und wegnahmen. Wenn ein Mensch noch in Freiheit lebte, so war das nicht sein menschliches Grundrecht, sondern ein Geschenk und eine Gnade der Partei. Man erwartete, dass er dafür dankbar sei und Tito und seiner Partei zujubelte. Auch der, der hinter Gefängnismauern saß, hatte dankbar zu sein. Man erwartete ernsthaft, er solle dankbar sein, weil man ihm das Leben gelassen hatte. Und die Partei hatte immer noch schlimmere Sanktionen: Fesseln, Einzelhaft u.s.w.

Angst und Misstrauen erfüllten die Herzen. Jede normale Beziehung zum Nächsten war belastet. Täglich sank der Stellenwert von Kameradschaft und Freundschaft. Hinterlistig wurde Freund gegen Freund, Arbeiter gegen Arbeiter aufgehetzt und die Funktionäre notierten fleißig die Reaktionen und dachten sich noch böserartige Parolen aus, die jedem Anständigen und Naiven zum Verhängnis werden konnten und sollten. Natürlich geschah das neben der bekannten sozialistischen Propaganda von Arbeiter-Kameradschaft und zwischenmenschlicher Solidarität. Die Partei hatte verkündet, dies sei jetzt alles überflüssig, der Sozialismus habe gewonnen, er stünde kurz vor seinem endgültigen Ziel, dem versprochenem Himmelreich.

Die Fürsorge für seinen Nächsten, seinen Arbeitskollegen – sollte sie ausgelöscht werden? Die Partei jedenfalls wertete die größte Errungenschaft unserer Zivilisation als kranke, kleinbürgerliche Sentimentalität, die im „Humanistischen Sozialismus“ Lenins unbekannt und verwerflich sei. Hinter dieser armseiligen Logik versteckten sich Angst und Befürchtungen der allmächtigen Helden. Die Genossen zitterten und suchten sich vor jeder Art von Solidarität der Arbeiter abzusichern. Sie zitterten vor jenen, die sie überzeugen wollten, sie befreit zu haben. Der Leninismus wurde hier ausschließlich durch primitive Schlagwörter verwirklicht, mit deren Hilfe man gegen den „Klassenfeind“ vorging. Dieser „Feind“ konntest heute du, morgen ich sein und übermorgen vielleicht dieser Unglückliche, den die Parteizelle gerade dafür ausgewählt hatte.

Es war nicht selten der Fall, dass einer zum Klassenfeind abgestempelt wurde, weil er zum Beispiel bei Massenveranstaltungen nicht laut oder überzeu-

gend genug geschrien hatte: „Nieder mit dem Papst, nieder mit Rom und der ganzen schwarzen Clique mit ihm!“ Vielleicht hatte ein Mitläufer seinen Nebenmann angeklagt, gar nicht oder nur leise gesungen zu haben: „Amerika und England werden Länder des Proletariats!“ Solche Anklagen wurden sofort akzeptiert, besonders, wenn sich herausstellte, dass der Angeklagte Angehörige im freien Ausland hatte.

So konnte der 30-jährige Ante, bekannt als guter Mensch vom Land, ohne Parteibuch, in einer Gesellschaft, die den freien Willen und traditionelle Werte zertrat, mit keinem Arbeitsplatz rechnen. Für das, was er anbot, nämlich gesunde menschliche Arbeitskraft, Fleiß und Anstand, hatte man beim Aufbau des Sozialismus nicht das geringste Interesse.

Auf der Baustelle der „Lavcevic“ arbeitete man hauptsächlich für Brot und die Krankenversicherung. „So schlecht ist das auch nicht, Hauptsache, man bekommt überhaupt etwas heraus“ dachte sich Ante. „Leute, ich bitte euch, nehmt mich, ich bin sehr bedürftig. Zahlt mir, was ihr könnt, ich werde euch nicht enttäuschen. Ich verstehe etwas von Steinen und Sprengstoff“, bat er eindringlich. Aber auch hier war die stets gleiche Antwort: „Wir werden dich vormerken, und wenn jemand stirbt oder verunglückt, kannst du hoffen.“ Nach einem alten kroatischen Sprichwort bedeutete das: „Warte Esel, bis das Gras heranwächst!“

Wie gewöhnlich übernachtete Ante auch dieses Mal bei seinem Verwandten Jerko, der etwas mehr Glück hatte und bereits seit zwei Jahren bei „Lavcevic“ im Steinbruch als Sprengstoffmeister arbeitete. Sein Zeugnis als Sprengstoffmeister versprach ihm etwas bessere Zukunftsaussichten. Nun verrichtete er seine gefährliche Arbeit für die Sozialistische Gesellschaft. Trotzdem brachte er regelmäßig den Schinken, den er selbst nicht aß, seinen politischen und fachlichen Vorgesetzten – und deren gab es genug. „Es gibt viel Arbeit und zuwenig Geld dafür, mein Ante“.

Jerko begann seine Geschichte von der Angst vor den Chefs, von der gefährlichen Arbeit mit dem Sprengstoff, von den Befürchtungen, die ihn plagten: „Wir arbeiten im Akkord. Der Kalkulator läuft ständig herum und misst immer etwas. Er ist ein Fremder, ein richtiges Ekel. Man sieht ihm an, dass es ihn freut, wenn bei den Arbeiten etwas nicht klappt. Das Geld, das ich heimbringe, reicht gerade mal für Brot und Salz, mein Gott, manchmal nicht mal dafür. Was kann ich denn machen, Ante? Du weißt, dass ich hier bleiben muss bis mir die Knochen brechen. Zuhause warten fünf hungrige Mäuler auf mich. Gott behüte, wenn ich nicht mehr arbeiten könnte und jemand würde krank

werden; ich müsste ein Stück Land verkaufen, um Arznei und Krankenhaus bezahlen zu können. So bin ich wenigstens abgesichert und kann deswegen beruhigt sein.“

Geschickt wickelte er ein undefinierbares Kraut in Zeitungspapier, zündete die selbst gedrehte Zigarette an, die fürchterlich qualmte. Genussvoll zog er den Rauch ein und machte ein so zufriedenes Gesicht, als habe er die Lösung seiner Probleme gefunden. Durch den Rauch und Gestank fuhr er flüsternd fort: „Siehst du, wie ich lebe? Schlimmer als ein Hund in dieser Baracke. Der Ingenieur ist nicht schlecht. Er beklagt sich auch, aber, Bruder, man muss leben. Er sagte mir neulich in einem Gespräch, es täte ihm deinetwegen sehr leid, aber er habe nichts zu sagen und könne nichts für dich tun. Da stünden andere über ihm, über uns allen. Er hat nichts zu sagen, wie wir alle nichts zu sagen haben. Niemand darf etwas, niemand kann etwas erreichen, nur die ganz oben. Vor einigen Tagen kam er ganz aufgeregt und unzufrieden von einer Sitzung und der Ärmste beklagte sich bei mir: ‚Manchmal beneide ich dich, Jerko, und die andern, und ich bedauere, nicht wie ihr Steine zu brechen. Ich hätte wenigstens meine Ruhe und müsste mich nicht mit diesem Pack...!‘“

Er zog an seiner qualmenden Zigarette und stieß beim Ausatmen Rauchkringel in die Luft, die im Raum umhertanzten. „Ich habe vergessen, dir zu sagen?“, fuhr Jerko mit ängstlichem Ton fort: „Tonko, vom Onkel Andria, hat mir geschrieben.“ „Von wo?“ unterbrach ihn Ante schnell, der bisher aufmerksam zugehört hatte. Er war kein Mann von vielen Worten, aber Tonkos Name ließ ihn auffahren. Er hatte ihn lange nicht gesehen, aber gehört, dass er irgendwo arbeitete.

„Weißt Du nicht, Bolan, er ist in Deutschland?“ Verwundert, aber noch leiser und bedeutungsvoll antwortete Jerko. „Er hat in Slowenien gearbeitet und ist von dort über die Grenze. Jetzt schickt er alles Mögliche nach Hause. Er ließ mir ausrichten, ich solle einen Pass beantragen, er würde mir ein Visum schicken, und ich solle zu ihm kommen. Hier darf ich mit niemanden darüber reden. Es gibt hier viele Scheusale und Arschkriecher, die einen für zwei stinkende Dinar verkaufen würden. Dir sage ich das im Vertrauen, denn wir sind Brüder! Was ich für dich wünsche, gebe Gott auch mir! Das kann nicht anders sein. Aber wenn man hier etwas davon ahnt, verliere ich sofort meine Arbeit. Hier gibt es schwarze Teufel in Menschengestalt. Ständig werden Sitzungen gehalten, ständig flüstert man sich etwas zu, verabredet etwas, unablässig hält man die Leute in Sorge, so dass jeder von uns glaubt, dieses Mal läuft eine Untersuchung gegen ihn.“